

PHILIPP SARASIN

1977

Eine kurze
Geschichte der
Gegenwart

SUHRKAMP

PHILIPP SARASIN

1977

Eine kurze
Geschichte der
Gegenwart

SUHRKAMP

Philipp Sarasin

1977

Eine kurze Geschichte der Gegenwart

Suhrkamp

Inhalt

Cover

Titel

Inhalt

Vorwort

1. Einleitung: Im Zwischenraum der Zeit

Ein Jahrzehnt der Verunsicherung

Pop und Apokalypse

Globale Erschütterungen

Die Siebzigerjahre im Blick der Geschichtswissenschaft (und der Soziologie)

Fünf Nekrologe. Zu Methode und Aufbau des Buches

2. Herbst der Revolution

Ernst Bloch († 4. 8.) und der »Weltprozess«

Die RAF, die *scene* und die Intellektuellen

Die RAF

Die *scene*

Die Intellektuellen

Zu Besuch bei Michel Foucault

Zwischen Deutschland und Frankreich

Das Recht der »Regierten«

Der Rote Oktober verblasst

Eurocommunismo

Die Krise des Marxismus

3. Menschenrechte, Minderheiten und die Politik der Differenz

Fannie Lou Hamer († 14. 3.) und das Recht

Der »Durchbruch« der Menschenrechte

Jimmy Carters doppelte Botschaft

Politik der Menschenrechte

Amnesty International und die humanitäre Doublette

»Infame Menschen«

Die politische Philosophie des Einzelnen

»I wanna be me«

Die feministische Wende

»Feminismus«

Autonomie und »weibliche Erfahrung«

Die Politisierung des Privaten

Gewalt gegen Frauen

»... but not mine«

4. Die Reise zu sich selbst

Anaïs Nin († 14. 1.), Sexualität und Wahrheit

Vexierbilder des Ich

Die »Reise«

Trips

Esoterik, spirituelle Globalisierung und der Psychoboom

Quantenphysik und New-Age-Spiritualität

Der »Weg nach innen«

»Ars erotica« und spirituelle Globalisierung

Bhagwan

Der Psychoboom

Die Singularität des Ich

Identitätspolitik

»Tyrannei der Intimität«

Black Feminism

Das Patchwork der Minderheiten

»Indianer«

Die »Neue Rechte«

Gemeinschaftsfiktionen

5. Kulturmaschinen

Jacques Prévert († 11. 4.), Kino, Poesie und Zigaretten

Der Computer als Medium

Mainframes, Mikroelektronik und das »Erscheinen« des
Personal Computers

Die Computer-Gegenkultur

»Die Chips sind überall«

Kinder, Mäuse, Medien. Die Simulationsmaschinen von Palo
Alto

internetworking

Tanzmusik und bewegte Bilder

Plattenspieler

Videorekorder

Die Stadt, die Zeichen und die Architektur der Postmoderne

Die Krise der Stadt und die Zeichen an der Wand

Die Architektur der Postmoderne (und ihre Gegner)

Das »Ding«

Der »Beaubourg-Effekt«

6. Im Schatten der Natur

Ludwig Erhard († 5. 5.) und der Wettbewerb

Die Kunstnatur des Marktes und die Politik der »Freiheit«

Der Neoliberalismus eines modernen Konservativen

Das gefährliche *supplément* des Politischen

Die »Eiserne Lady«, der transatlantische Neokonservatismus
und die Utopie der »freien Märkte«

»Viktorianische Werte«

Exkurs: Der Spieler

Monetarismus

Egoistische Gene: Die Soziobiologie-Debatte

»*Inclusive fitness*« als Investment-Strategie

Gene, Meme und das Problem der Moral

Pop-Körper und die Praktiken der Selbstformung

Körper-Ikonen

Das lange Laufen zu sich selbst

7. Schluss: Eine Geschichte der Gegenwart

Namenregister

Anmerkungen

Informationen zum Buch

Impressum

Hinweise zum eBook

7 | Vorwort

Im April 1977 war ich ein paar Tage in London und brachte das Kunststück fertig, nichts von der Punk-Explosion mitzubekommen. Im Sommer reiste ich mit einem Freund sechs Wochen lang durch die Türkei, weitgehend abgeschnitten von allen Nachrichten und praktisch ohne Zugang zu Medien in einer Sprache, die ich verstanden hätte. Was dann im »Deutschen Herbst« geschah, verwirrte mich (wenn auch aus Schweizer Distanz). Gelesen habe ich in diesem Jahr Louis Althusser, Ernst Bloch, Michael Bakunin und die Bibel. Dass es in Paris noch andere interessante Philosophen gab, war mir nicht aufgefallen, und Computer interessierten mich nicht. Nur dass die allgemeine »Stimmung« gedrückt war, passte ganz gut zu meiner immer noch jugendlichen Orientierungslosigkeit.

Kurzum, obwohl dieses Buch von jenem kurzen Moment handelt, als ich zwanzig Jahre alt war, ist es kein Buch der »Erinnerung«. Ich habe es als Historiker geschrieben, nicht als Zeitzeuge. Das heißt nicht, dass ich nicht nachträglich von einigen der Veränderungen bewegt worden wäre, die in diesem Buch zur Sprache kommen: dem Zerfasern der revolutionären Hoffnungen, der feministischen Kritik, der spirituellen Suche, dem ersten Personal Computer, von Foucault und der intellektuellen Kritik an der Moderne, der postmodernen Architektur ... Zu meiner anhaltenden Verwunderung beim Schreiben wurde all dies und noch einiges mehr nicht nur im Jahr 1977 fassbar – zum Teil als sich gerade intensivierende Entwicklung, zum Teil als einschneidendes Ereignis oder als überraschende Wendung –, sondern geschah vor allem in erstaunlicher Gleichzeitigkeit. Und zudem in irritierender Gegenwärtigkeit.

Die Frage, was es damit auf sich hat, ist Gegenstand dieses Buches. Auch wenn es von (fast) nur einem Jahr handelt, dauerte die Arbeit daran sehr viel länger. In dieser Zeit durfte ich neben mildem Spott über meine

Obsession mit »1977« sehr viel Unterstützung und Hilfe erfahren. Patrick Gut, Jakob Odenwald, Maja Skrkic, Mats Inauen und Leila Girschweiler haben mich auf schmal bemessenen und zeitlich befristeten Hilfsassistenten- und Tutoratsstellen mit großem Engagement und Spürsinn bei der Recherche unterstützt. Lukas Held und Patrick Gut haben das ganze Manuskript gelesen, klug kommentiert und auf Fehler überprüft; Svenja ⁸Goltermann, Gesine Krüger, Ingrid Tomkowiak, Gleb Albert, Patrick Kilian, Melanie Wyrsh, Erich Keller, Manuel Kaiser, Nadine Zberg, Jakob Odenwald, Lukas Nyffenegger, Janosch Steuer, Peter Fritz und Stefan Sandmeier haben einzelne Kapitel gelesen und mit wertvollen Hinweisen, aber auch mit notwendiger Kritik nicht hinter dem Berg gehalten. Alfred Messerli hat mich vor einem Irrtum bewahrt, und Daniel Mettler war als Künstler und Architekt der erste und sehr motivierende Leser außerhalb meines eigenen Fachs. Eva Gilmer hat als Leiterin des wissenschaftlichen Programms bei Suhrkamp dieses Buchprojekt von Anfang an mit Nachdruck unterstützt und begleitet; ihr umsichtiges Lektorat verbesserte den Text entscheidend. Für beides bin ich ihr sehr dankbar. Großen Dank schulde ich schließlich meiner Frau und Historikerkollegin Svenja Goltermann nicht nur für die Geduld, mit der sie meine vielen Geschichten zu »1977« anhörte, sondern vor allem für das Wissen, das sie mit mir teilte. Ich habe davon mehr profitiert, als ich in Anmerkungen ausweisen könnte – außer dort, wo ich sie und ihre Arbeiten zitiere.

Die Universität Zürich hat mir im Herbst 2020 ein außerplanmäßiges Forschungsfreisemester gewährt und mir damit eine Konzentration auf das Manuskript ermöglicht, an die im universitären Alltag nicht zu denken gewesen wäre. Auch für diese Großzügigkeit bin ich sehr dankbar.

Zürich, im März 2021

9 | 1.

Einleitung: Im Zwischenraum der Zeit

27. März, Teneriffa. Auf dem Flughafen Aeropuerto Internacional de los Rodeos sind um 17.06 Uhr zwei Flugzeuge vom Typ Boeing 747 »Jumbo« zusammengestoßen; 583 Menschen kamen bei der Katastrophe ums Leben.

21. Juni, Paris. Unter strengen Sicherheitsvorkehrungen begann der dreitägige Staatsbesuch des sowjetischen Staatschefs und Generalsekretärs der KPDSU, Leonid Breschnew, beim französischen Präsidenten Valéry Giscard d'Estaing. Bei seiner Ankunft am Flughafen Paris-Orly sagte Breschnew Journalisten, er werde mit Giscard d'Estaing über »das zentrale Problem unserer Zeit, die Entspannung und die Sicherheit der Völker«, reden.

25. Dezember, Corsier-sur-Vevey (Schweiz). Der britische Komiker, Schauspieler, Regisseur, Komponist und Filmproduzent Charles »Charlie« Chaplin ist tot. Mit Filmen wie *The Kid* (1921), *Modern Times* (1936) oder *The Great Dictator* (1940) wurde Chaplin weltberühmt.

*

Jeder erste, oberflächliche und cursorische Blick auf ein Jahr lässt ein rätselhaftes Bild erscheinen: ein Bild von Gleichzeitigkeiten ohne Zusammenhang, ein Bild der schieren Kontingenz. 1977 wurden die Raumsonden Voyager 1 und 2 ins All geschossen (die als bisher einzige menschliche Artefakte 2012 und 2018 den interstellaren Raum erreicht haben), wurde in Paris das Centre Pompidou eröffnet und in Kalifornien der »Personal Computer« Apple II lanciert – doch weder Zeitgenossen noch in der Regel Historikerinnen und Historiker stellen sich die Frage, warum das alles gleichzeitig geschah. Warum sprach Jimmy Carter in seiner Inaugurationsrede am 20. Januar von den Menschenrechten, rief die UNO den 8. März zum »Internationalen Tag der Frau« aus und machten in

Paris die *nouveaux philosophes* von sich reden? Und warum das fast gleichzeitige Aufkommen von Hip-Hop, Disco und Punk, während in der Bundesrepublik die linksextreme Terrororganisation Rote Armee Fraktion (RAF) ihre »Offensive 77« startete?

¹²Jede Gegenwart ist ein Geflecht solcher Gleichzeitigkeiten und unzähliger, disparater Ereignisse. Dieses Buch widmet sich der Frage, welche Verbindungen es zwischen ihnen gab, welche Muster und Ähnlichkeiten in diesen disparaten Ereignissen sichtbar werden, wenn man den Blick auf (fast) ein Jahr konzentriert. Dabei wird sich zeigen: Im Fall des Jahres 1977 und mit Blick auf jene westlichen Gesellschaften, über die ich im Folgenden vor allem sprechen werde, entsteht ein Bild von tiefgreifenden Verschiebungen, Veränderungen und Brüchen im Gefüge der Gegenwart. Die Gewissheiten der Moderne und der Glaube an die fortgesetzte »Modernisierung« durch sozialstaatliche Steuerung waren ebenso in eine tiefe Krise geraten wie der Glaube an die Revolution. Zeitgleich aber entstand eine neue technische Kultur, die *personal* und »vernetzt« sein sollte, während unruhige Geister begannen, jenseits der traditionellen Deutungsangebote von Massenmedien, Wissenschaft und konfessionalisierter Religion nach »Sinn« zu suchen.

Die Geschichte solcher Diskontinuitäten, die unsere Gegenwart geformt haben, am Beispiel eines einzigen Jahres zu analysieren, mag allerdings paradox erscheinen. Wie sollen sich denn mit einem so engen Fokus längerfristige Veränderungen erfassen lassen? Ich werde darauf ebenso zurückkommen wie natürlich darauf, warum es das Jahr 1977 ist, um das sich hier alles dreht. Doch zuerst stellt sich die Frage, wieso überhaupt ein Jahr aus dem siebten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts unsere Aufmerksamkeit verdient. Was war an diesem Jahrzehnt so besonders?

Ein Jahrzehnt der Verunsicherung

Mit dem Jahr 1969 vererbte jene ausgelassene und erregte Stimmung, die das letzte Jahrzehnt des Nachkriegsbooms, die Entstehung von

»Konsumgesellschaften« und die Verlockungen der »Sexuellen Revolution« begleitet hatte. Ein konjunktureller Abschwung ließ erste Ahnungen aufkommen, dass es bald vorbei sein könnte mit dem langen, fast ununterbrochenen volkswirtschaftlichen Wachstum, das den westlichen Gesellschaften seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges einen phänomenalen Aufschwung beschert hatte. Schon 1968 waren der Mord an Martin Luther King Jr., der Anschlag auf Rudi Dutschke in Westberlin, die Wiederwahl Charles 13 de Gaulles, der Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen zur Niederschlagung des Prager Frühlings, das Massaker unter protestierenden Studierenden in Mexiko-Stadt und die Wahl Richard Nixons zum amerikanischen Präsidenten als Zeichen dafür erschienen, dass die weltweiten Protest-, Jugend- und Studentenbewegungen der 1960er Jahre an ihre Grenzen gestoßen und die alten Mächte nicht zu weichen bereit waren. Wohl sprachen – und sangen, wie Jefferson Airplane auf dem Woodstock-Festival im August 1969 – noch viele von der »Revo-revolution«. Die Hippies in Woodstock meinten damit vor allem »Love and Peace«. Doch die Morde an der schwangeren Schauspielerin Sharon Tate Polanski und vier weiteren Personen durch eine satanistische Hippie-»Familie« um Charles Manson in Los Angeles nur wenige Tage vor »Woodstock« und die Messerstecherei vor der Bühne beim Rolling-Stones-Konzert im kalifornischen Altamont im Dezember desselben Jahres, bei der Roker der Hells Angels einen Afroamerikaner töteten, raubte dem ganzen Hippie-Movement den Ruf friedfertiger Unschuld. »Flowerpower« verblasste ebenso wie die revolutionären Hoffnungen der Studentenbewegung. Kühlere Winde zogen auf. Schließlich erreichte das beklemmende Gefühl, seit längerem schon in einer von den Nachrichten und TV-Bildern aus Vietnam verdüsterten Welt zu leben, mit den grauenhaften Fotos vom Massaker in My Lai, die im November 1969 weltweit durch die Medien gingen, einen weiteren Tiefpunkt. Als am 5. Dezember in Großbritannien das neue Album der Rolling Stones erschien, klangen die ersten Worte Mick Jagers, gesungen zu einem dunkel auftrumpfenden Bass, in den Ohren Vieler wie ein Fanal:

*Oh, a storm is threat'ning
My very life today
If I don't get some shelter
Oh yeah, I'm gonna fade away
[...]
The floods is threat'ning
My very life today
Gimme, gimme shelter
Or I'm gonna fade away¹*

¹⁴Für den Musikkritiker Greil Marcus, der das Album am 27. Dezember 1969 in der amerikanischen Musikzeitschrift *Rolling Stone* tief beeindruckt rezensierte, war dies ein Song, der wie nichts anderes das Ende der Sechzigerjahre auf den Punkt brachte: »Gimme Shelter« ist ein Song über die Angst; er dient wahrscheinlich besser als irgendetwas anderes, was dieses Jahr geschrieben wurde, als direkter Durchgang (*passageway*) in die nächsten paar Jahre.«²

Pop und Apokalypse

Doch nicht nur die *lyrics* von »Gimme Shelter« wiesen ins nächste Jahrzehnt. Auch die Basslinie des Songs war symptomatisch für eine Klangveränderung der Rockmusik, wie sie sich seit dem Ende der Sechzigerjahre mit den dröhnenden Riffs des neuartigen Hardrock unüberhörbar ankündigte. Bands wie Black Sabbath oder Alice Cooper inszenierten zudem ab 1970 auf der Bühne ein für die Hardrock- und Heavy-Metal-Szene der späten Siebziger- und der Achtzigerjahre stilbildendes Spektakel mit pseudo-okkulten Ritualen und fingierten Hinrichtungsszenen. Der Grundton der Rockmusik wurde härter, zuweilen apokalyptisch, während ein sich zur gleichen Zeit entwickelnder Folk- und Softrock für Ausgleich sorgte und Trost spendete. Doch auch die noch ganz der *counter culture* der kalifornischen Sechzigerjahre zugehörige Band The Doors stimmte nun düstere Töne an. Als sie am 17. Januar 1970

im Felt Forum in New York auftrat, begann ihr Doppelkonzert mit dem neuen, ebenso schnoddrigen wie illusionslosen »Road House Blues«:

*Well, I woke up this morning
And I got myself a beer.
The future's uncertain
And the end is always near³*

– und es endete, wie jedes Konzert der Band, mit dem epischen Song »The End« (1967), der sich, ausgehend vom Scheitern einer Liebesgeschichte und wüsten ödipalen Fantasien, zu einer vieldeutigen Endzeitstimmung steigert (und der, kein Zufall, am Ende der Dekade sowohl das Intro als auch das blutige Finale von Francis Ford Coppolas Vietnamkriegsfilm *Apocalypse Now* begleitete): *This is the end, my only friend, the end...*

¹⁵ Man konnte mit dieser Musik und mit diesen Zeilen Jim Morrisons im Ohr Zeitung lesen und glauben, die Zeichen der Zeit zu verstehen. Am 5. Januar 1970 hatte das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* seine Leserinnen und Leser mit der Titelgeschichte »Die Siebziger. Planlos in die Zukunft?« begrüßt, die in zwar nüchternem Ton ebenfalls die Apokalypse beschwor. *Der Spiegel* sah im »vage[n], aber wachsende[n] Gefühl des Unbehagens« das Anzeichen dafür, »daß nun Entwicklungen und Entscheidungen in einem einzigen Jahrzehnt die Geschicke der Menschen stärker wandeln können als früher in Jahrhunderten«. Denn angesichts des sich rasant beschleunigenden und in seinen Auswirkungen nur noch zerstörerischen Fortschritts gewinne »die Zeitspanne eines Jahrzehnts eine neue, bedrohliche Dimension«. Zu viel Schrecken in zu kurzer Zeit erwarte die Menschheit, als dass man die nächsten zehn Jahre guten Mutes auf sich zukommen lassen könne: »gigantische Hungerkatastrophen«, dazu eine »in Kürze unumkehrbar[e] [...] Umweltzerstörung«, »soziale Explosionen und das Ausdörren menschlicher Kommunikation« in den unkontrolliert wachsenden »Metropolen« und schließlich die Weiterentwicklung der atomaren Rüstung. All dies bedrohe nichts weniger als das menschliche Leben auf dem Planeten, und es erschien den vom *Spiegel* zitierten

Experten und Futurologen so, als ob die Entscheidungen über die weitere Existenz der Gattung in den Siebzigerjahren fallen würden.⁴

Auch US-Nachrichtenmagazine warfen besorgte Blicke in die Zukunft. »Ecology Becomes Everybody's Issue«, titelte *Life* am 30. Januar 1970 und prognostizierte, dass am Ende des Jahrzehnts Städter Gasmasken tragen müssen, um die Luftverschmutzung zu überleben, oder dass der Anstieg von Kohlendioxid in der Atmosphäre zu einer Veränderung der Temperatur des Globus und infolgedessen zu »massiven Überflutungen oder einer neuen Eiszeit führen« werde; 1975 sah *Newsweek* mit der »cooling world« gar eine Klimakatastrophe auf die Menschheit zukommen.⁵ Die amerikanische Essayistin Susan Sontag, die auf solche Untergangssängste mit dem verächtlichen Neologismus »Ökofaschismus« reagierte (weil das Streben nach der reinen Natur das Streben nach der reinen Rasse ablösen würde), notierte am 23. Mai 1978 in Paris in ihrem Tagebuch: »Enzensberger schreibt ein zweihundertseitiges Gedicht über den Untergang der Titanic – ein episches Thema – wie Menschen dem Tod ins Auge blicken.«⁶ Hans Magnus Enzensbergers Versepos *Der Untergang der Titanic*, 1977 geschrieben und im Januar 1978 erschienen, verknüpft Reflexionen über den Untergang der revolutionären Hoffnungen seiner 16 Generation mit der Geschichte der mit allen technischen Raffinessen versehenen Titanic, auf der eine ganze Gesellschaft, das nahe Ende leugnend, in den dunklen Fluten des Atlantiks versank. Hinter den Verheißungen der Technik lauert der Tod, unmerklich und ganz nah, der Menschheit auf ihrem Fortschrittsschiff zugefügt durch eine von ihr missachtete Natur.⁷

Neben der schon älteren Angst vor einem Atomkrieg – die Friedrich Dürrenmatt 1977 in die resignierten Worte fasste, »für uns die schlimmste Wendung, aber für das Leben und den Planeten vielleicht die beste«⁸ – waren ökologische Untergangsszenarien die geläufigste Form, sich vor der Zukunft zu fürchten. Im Jahrzehnt der Hochkonjunktur, der Neuen Linken und der *counter culture* war die Umwelt politisch noch kaum ein Thema gewesen. Das änderte sich jedoch vergleichsweise rasch zu Beginn der Siebzigerjahre. Am 22. April 1970 wurde in den USA zum ersten Mal der

»Earth Day« ausgerufen, und im deutschen Sprachraum war der Begriff »Umwelt«, der bis dahin ein eher selten gebrauchter biologischer Fachterminus gewesen war, plötzlich in aller Munde. Das für die ökologische Krisenwahrnehmung wohl folgenreichste Ereignis war jedoch die Publikation des Club of Rome mit dem ikonischen Titel *The Limits to Growth* im Mai 1972. Mit eingängigen Grafiken und drastischen Worten zuhanden eines millionenfachen Lesepublikums populärwissenschaftlich aufbereitet, zeigte das Buch von Donella und Denis Meadows verschiedene Varianten und Entwicklungsmöglichkeiten des »Weltsystems« bis zum Jahr 2100 auf.⁹ Es war zwar nicht das erste Mal in der Geschichte der Menschheit, dass ihr die Apokalypse vorhergesagt wurde. Aber es war das erste Mal, dass mittels eines computerisierten »Weltmodells« in verschiedenen Szenarien der »Zusammenbruch« des globalen »Systems« spätestens innerhalb der nächsten einhundert Jahre prognostiziert wurde.¹⁰ Die Erde war keine unbegrenzte Ressource mehr. Der Planet wurde endlich.

Diese veränderte Stimmungslage und Weltsicht wurde nicht nur von großen Publikumsmedien, sondern schnell auch von Bürgerinnen und Bürgern aufgegriffen, die sich für den »Schutz der Umwelt« engagierten; die Formel »Grenzen des Wachstums« motivierte stadtlüchtige Aussteiger und gehörte zum argumentativen Gerüst der Anti-AKW-Bewegung. Selbst der alles andere als düstere Ironiker David Bowie, der im Juli 1972 als »Ziggy Stardust« wie ein androgyner Alien, stark geschminkt und mit orangeroten Haaren in einem legendären Auftritt auf der Studiobühne der BBC-Musikshow *Top of the Pops* gelandet war, wurde von dieser ¹⁷ Stimmung erfasst. Aufgeschreckt von einem Dokumentarfilm, sah er das Ende, ja das »Sterben« der Erde vor sich; in »Five Years«, dem Eröffnungssong seines neuen Albums,¹¹ verkündete er, begleitet von Geigenklängen und »apocalyptic drums«, dass diese Zukunft nicht fern sei: *We've got five years*, sang Bowie, *my brain hurts a lot / five years, that's all we've got*.¹² In fünf Jahren war 1977.

Furchterregend bis apokalyptisch war schließlich auch der Stoff, aus dem das Kino jener Jahre viele seiner Geschichten spann. Hollywood, aber

auch die europäische Filmindustrie produzierten mit Erfolg eine Reihe von neuartigen Weltuntergangsfilmern wie *The Andromeda Strain* (1971), *Earthquake* (1974) oder *Inferno 2000* (1977) sowie unzählige Katastrophenfilme von brennenden Hochhäusern, berstenden Staudämmen, AKW-Störfällen, Flugzeugkatastrophen (*Airport 77*), Mörderspinnen, gefährlichen Ameisen, Killerwalen, Mutanten und tödlichen Viren. Doch es war schließlich ein weißer Hai, der in *Jaws* (1975) den flottierenden Ängsten des Publikums ihren göltigen Ausdruck verlieh. Hollywood spielte geradezu mit dem Gefühl der Verunsicherung und der Angstlust am Weltuntergang. In *Star Wars* (1977) mussten die Kinogänger gar zusehen, wie ein Planet, der auffallend der Erde glich, in einem großen Feuerball explodierte.

Globale Erschütterungen

Es war naheliegend, solche Bilder und Geschichten zeitdiagnostisch zu verstehen, vor allem in den USA. Als westliche Führungsmacht im Kalten Krieg, als selbsterklärtes demokratisches Vorbild wie auch als weltweit dominierende Wirtschaftsmacht erlitten die Vereinigten Staaten in diesen Jahren gleich drei massive Dämpfer, Demütigungen und Niederlagen: Zum Ersten stürzte mit dem Ölembargo der in der OPEC zusammengesetzten erdölproduzierenden Länder vom Oktober 1973 ihre (und die gesamte westliche) Volkswirtschaft in eine tiefe Krise, zum Zweiten wurde ihr politisches System durch den Watergate-Skandal und den Rücktritt von Präsident Richard Nixon am 8. August 1974 erschüttert, und zum Dritten mussten sie am 1. Mai 1975 ihren Verbündeten Südvietnam endgültig verloren geben. In einer doch nicht so fernen Galaxie war das Imperium von einer kleinen Rebellenarmee in die Knie gezwungen worden. Der Sieg Nordvietnams und der südvietnamesischen

¹⁸ Guerilla hatte zwar am Kräftegleichgewicht im Kalten Krieg – der sich gerade in einer Phase der politisch-diplomatischen »Entspannung« zwischen den beiden Supermächten befand – nicht viel geändert.¹³ Die Niederlage der stärksten Militärmacht der Erde gegen ein agrarisches

Land der »Dritten Welt« war jedoch der spektakuläre Schlusspunkt eines historischen Umbruchs, der tiefgreifender war, als es die Konfliktlinien des Kalten Krieges je sein konnten.¹⁴ Denn klarer als alle anderen Erfolge von Befreiungsbewegungen und alle kolonialen Rückzüge europäischer Mächte in den drei Jahrzehnten zuvor symbolisierte der Fall von Saigon den Abschluss der globalen Dekolonisierungsbewegung. Mit ihm endete bis auf wenige Ausnahmen die territoriale Beherrschung weiter Teile Asiens und Afrikas, des Nahen Ostens und der Karibik durch eine Handvoll westlicher Staaten – und damit die Geschichte des europäischen Kolonialismus überhaupt und wohl für immer.

Auch wenn damit post- und neokoloniale Formen von namentlich wirtschaftlicher Ausbeutung nicht aufhörten oder auch erst neu errichtet wurden und auch wenn militärische Interventionen wie der Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan, Frankreichs unzählige Militäroperationen in Afrika oder später die Kriege der USA und ihrer Verbündeten im Irak und in Afghanistan trotz all ihrer Unterschiede an ein altes Muster erinnerten, war das Ende des territorialen Kolonialismus gleichwohl eine tiefe historische Zäsur. Für den amerikanischen Zukunftsforscher Alvin Toffler und seine als Koautorin nicht genannte Frau Heidi waren die Kämpfe von nationalen Befreiungsbewegungen in der »Dritten Welt« Teil von geradezu seismischen Erschütterungen und epochalen Veränderungen. »Wir erleben«, notierten die Tofflers in ihrem weltweit millionenfach verkauften Sachbuch *Future Shock* (1970), »eine Revolution der Jugend, eine sexuelle Revolution, eine Rassenrevolution, eine Revolution der ehemaligen Kolonialgebiete, eine Wirtschaftsrevolution und die rascheste und tiefgreifendste technologische Revolution der Geschichte.« Das Thema von *Future Shock* waren mithin die technologischen, kulturellen und sozialen Neuerungen, welche »von der Zukunft her« auf die Menschen einstürzen würden – Neuerungen, die die Tofflers gar nicht nur negativ einschätzten, deren Wirkung aber für die Meisten so umstürzend sein würden, dass daraus »eine Massendesorientierung« resultieren müsse. Die Zukunft werde »eine ganze Generation [...] plötzlich in eine neue Welt versetzen«; unter einer

»Sturzflut von Veränderungen« drohe daher der »Zukunftsschock« als neue Krankheit.¹⁵

¹⁹ Alvin und Heidi Toffler meinten das todernst. Sie zitierten hochrangige Wissenschaftler, die trockenem Auges davon sprachen, die gegenwärtigen Entwicklungen seien »weit umfassender, tiefgreifender und bedeutsamer als eine industrielle Revolution« – ja, dass »die heutige Zeit nichts weniger als die zweite große Trennungslinie der Menschheitsgeschichte« sei, die »an Bedeutung [...] nur dem ersten großen Bruch in der historischen Kontinuität, dem Übergang der Menschheit vom Natur- zum Kulturzustand« verglichen werden könne. Oder genauer noch: dass die computergestützte »Automation« der Industrie, die sich seit den Sechzigerjahren abzuzeichnen begann, »den bedeutsamsten Wandel in der ganzen Menschheitsgeschichte« darstelle, darin nur jenem ähnlich, »der von der Alt- zur Jungsteinzeit geführt hat«. ¹⁶ Die Siebzigerjahre, die die Tofflers vor sich sahen, versprachen jedenfalls ziemlich *disruptive* zu werden, wie man damals im Englischen zunehmend häufiger sagte.

Nicht alle sahen die Veränderungen in der Zukunft so dramatisch. Noch ganz dem Geist der *counter culture* verpflichtet und dabei überaus optimistisch, prophezeite Charles Reich, Professor an der Yale Law School, den »Sturz der etablierten Selbstmord-Gesellschaft« durch den »gewaltlosen Aufstand der neuen Generation«. In seinem Manifest *The Greening of America*, welches sich wie das Buch der Tofflers millionenfach verkaufte und die Spitze der Bestsellerliste der *New York Times* erklimmte, sah er eine Revolution des »Bewußtseins« kommen, die die alte Welt der starren Bürokratien und der alles beherrschenden Maschinen überwinden werde. Diese Revolution werde einen »neuen Menschen« hervorbringen, einen künstlerischen Menschen, der »sich dem Rhythmus der Natur und der Musik unterwerfen, sich vom Irrationalismus, von der Phantasie leiten lassen« werde. ¹⁷ Sieben Jahre später schien der Politologe Ronald Inglehart diese Hoffnungen ein Stück weit bestätigen zu können. Er beobachtete in den westlichen Gesellschaften eine *Silent Revolution* (1977), eine »stille Revolution« in Gestalt eines »Wertewandels« hin zu

»postmateriellen« Zielen wie Selbstverwirklichung und kultureller Teilhabe. Denn die überkommenen »materiellen« Werte der industriegesellschaftlichen Moderne und vor allem der Konsumgesellschaft der Nachkriegszeit würden gegenwärtig von den Werten der neuen »postindustriellen Gesellschaft« verdrängt.¹⁸ Inglehart bezog sich auf den Soziologen Daniel Bell, der in *The Coming of Post-Industrial Society* (1973) und ausgehend von der statistisch grundierten Beobachtung, dass die USA seit den späten Sechzigerjahren als erstes Land weltweit den Übergang von der Industrie- zu 20 einer Dienstleistungsgesellschaft vollzogen hatten, die Entstehung einer ganz neuen sozialen Formation voraussagte, die er »Wissensgesellschaft« nannte. Bell vermutete, dass die Computertechnologie »gegen Ende des Jahrhunderts möglicherweise eine ebenso hervorragende Rolle spielen werde wie die Maschinenteknik in den vergangenen hundertfünfzig Jahren« – was die Frage entstehen ließ, wer in dieser neuen Form von Gesellschaft und unter diesen neuen technologischen Bedingungen die Macht haben werde, zu »herrschen«.¹⁹

Andere hingegen blickten nicht in die Zukunft, sondern auf die Gegenwart und tief in die Vergangenheit. Denn die Rede von der Krise und den Machtverhältnissen, von denen feministische Theoretikerinnen und Aktivistinnen seit dem Ende der Sechzigerjahre und mit zunehmendem Gewicht im darauffolgenden Jahrzehnt sprachen, bezog sich auf eine, wie sie sagten, seit der neolithischen Revolution in ihren Grundzügen unveränderte Gegenwart, die jetzt zu enden habe: das Patriarchat als eine weltweit in vielfältigen Formen fassbare Unterdrückung von Frauen durch Männer. Die Journalistin Marielouise Janssen-Jurreit zum Beispiel argumentierte unter dem Buchtitel *Sexismus* (1976), dass diese Unterdrückung älter sei und tiefer reiche als die von der Linken skandalisierte kapitalistische Ausbeutung – und dass ihre Bekämpfung daher auch weiter reichende Veränderungen verlange und größere Folgen haben werde als jede sozialistische Revolution. Auch wenn die feministische Kritik von Janssen-Jurreit in prähistorische Zeiten zurück- und in unzählige ethnographische Beispiele hineinreichte, zielte

sie doch unübersehbar auf die in der Gegenwart des Kalten Krieges so präsenten männlichen »Selbstvernichtungsstrategien und Allmachtsräusche«. Daher ginge es nun darum, in Zukunft für die »als weiblich geltenden humanen Werte« einzustehen, nämlich »Empfindsamkeit und Einfühlungsvermögen, Mitmenschlichkeit und Zärtlichkeit«. ²⁰

Die Reihe höchst unterschiedlicher Gegenwartsdeutungen und Zukunftserwartungen ließe sich mühelos fortsetzen, und die folgenden Kapitel werden diesen hier nur schlaglichtartig angedeuteten Beispielen noch weitere hinzufügen und diese genauer analysieren. Doch schon jetzt lässt sich im Sinne einer ersten Orientierung die Frage stellen, zu welcher Zeiterfahrung sich Mick Jagers »Gimme Shelter«, die Kassandrarufe der ökologischen Apokalypse, der angekündigte »Future Shock«, die Hoffnung auf ein Ende des Patriarchats und die Wahrnehmung der atomaren Bedrohung verdichtet haben? Für den *Spiegel* waren es im schon zitierten ²¹ Artikel vom Januar 1970 exakt die beiden über Japan abgeworfenen Atombomben, die sich nachträglich als *der* Wendepunkt hin zu einer ganz neuen Gegenwartsdeutung erwiesen hätten: »Der utopische Impuls, alles machen zu können, war – spätestens seit Hiroshima und Nagasaki – zum Trauma der modernen Welt geworden.« ²¹ Tatsächlich war zu beobachten, dass die geläufigen »modernen« Gewissheiten und Ordnungsmuster und der noch in den Sechzigerjahren so optimistische Glaube an die »Modernisierung« für unruhige Geister keine Lösungen für aktuelle Probleme mehr zu bieten schienen. Sei es, dass diese Gewissheiten gleichsam von selbst verblassten, sei es, dass sie aktiv zurückgewiesen und bewusst aufgegeben wurden: Die Moderne selbst erschien jedenfalls Vielen zunehmend als ein überaus problematisches, ja gescheitertes Projekt.

Es war daher kein Zufall, dass sich nicht nur Fortschrittsskepsis und Wachstumskritik breit machten, sondern auch Kritik am sozialliberalen Gesellschaftsmodell. In den USA zerbrach unter Nixon der Nachkriegskonsens des New Deal, und in allen westlichen Ländern begann eine prononciert »neoliberale« Kritik am Sozialstaat als der

jüngsten Etappe der gesellschaftlichen »Modernisierung« damit, dessen weiteren Ausbau zu bremsen und seine Legitimation zu untergraben. In Großbritannien und in den USA, als Signal aber auch darüber hinaus, markierten dementsprechend die Wahlsiege von Margaret Thatcher und Ronald Reagan am Ende der Dekade die Abkehr von einer keynesianischen Wirtschaftspolitik und das Wiederaufflammen eines vergessenen geglaubten Sozialdarwinismus, zumindest jedoch das Aufkommen einer neuen sozialen Kälte. Mit ironischer Abgeklärtheit sang in diesem Sinne die junge New Yorker Band Talking Heads 1977 unter dem unmissverständlichen Titel »No Compassion« (»kein Mitleid«):

*So many people... have their problems
I'm not interested... in their problems
[...]
What are you, in love with your problems?
I think you take it... a little too far
It's... not so cool to have so many problems*

– was im Ratschlag mündete:

Be a little more selfish, it might do you some good²²

²²Kein Zufall war daher auch, dass das linke Projekt einer revolutionär zu vervollständigenden Moderne in eine tiefe Krise geriet. Als Jürgen Habermas 1978 eine Gruppe von rund fünfzig prominenten linken Intellektuellen bat, »Stichworte zur ›Geistigen Situation der Zeit‹« zu liefern, die dann 1979 hoch symbolisch als Band 1000 der edition suhrkamp vorgelegt wurden, beklagte er, dass die Linke die intellektuelle Hegemonie an die »Neue Rechte« verloren habe, die für ihn schon bei Michel Foucault und den *nouveaux philosophes* um Bernard-Henry Lévy und André Glucksmann begann, während auf der Gegenseite nur noch die »limonadenblaß verfärbte Utopie« von »Bloch, dem Meisterdenker«, vorherrsche. Aufklärung, notierte Habermas, werde auf »instrumentelle Vernunft reduziert«, und Literatur »als der Sachwalter individueller

Mythologien gleichzeitig Wissenschaft *und* dem Utopischen gegenübergestellt«, während das »manichäische Weltbild« französischer Philosophen »sogar in die *edition suhrkamp* eingedrungen« sei. Dazu passe, neben vielem anderem, dass der »Punk-Anarchismus so tief unter die Gürtellinie« schlage, »daß Funken sprühen aus einer aggressiven Entsublimierung, die man gar nicht mehr für möglich gehalten hätte«. ²³

Noch fehlte in dieser Suada der Begriff für das, wogegen sie sich richtete: die Postmoderne. Dieser Neologismus war vereinzelt schon seit den späten Sechzigerjahren in amerikanischen soziologischen, literaturwissenschaftlichen und architekturtheoretischen Texten aufgetaucht, ²⁴ wurde nun aber von Jean-François Lyotard in seine einflussreichste Form gebracht. Lyotard diagnostizierte, ebenfalls 1979, in seinem »Bericht« an den Universitätsrat von Québec über »die Lage des Wissens in den höchstentwickelten Gesellschaften« ein neues, »postindustrielles und postmodernes Zeitalter«, in dem die Informationstechnologien den Status des Wissens als wichtigster gesellschaftlicher Produktivkraft fundamental veränderten, in dem zudem der seit dem Ende des 19. Jahrhunderts an der Positivität der Wissenschaften nagende Skeptizismus die Einheitlichkeit und Legitimationskraft der »großen Erzählungen« wie namentlich jene von Aufklärung und Emanzipation durch Vernunft endgültig aufgelöst habe und in dem schließlich die Rolle des Staates und des von ihm repräsentierten Allgemeinen unter dem korrosiven Druck sich vervielfältigender Sprachspiele in eine tiefe Krise gerate.

Diese »kulturellen« Prozesse innerhalb der westlichen Staaten fänden, so Lyotard mit kühlem Blick, über die westliche Welt hinaus ihre Entsprechung in epochalen geopolitischen Verschiebungen: »Die Wiederer²³öffnung des Weltmarktes, die Wiederaufnahme der sehr lebhaften ökonomischen Konkurrenz, das Schwinden der ausschließlichen Hegemonie des amerikanischen Kapitalismus, der Niedergang der sozialistischen Alternative, die wahrscheinliche Öffnung des chinesischen Marktes für den Handel [...].« ²⁵ Zumindest in diesen Andeutungen hatte sich der französische Philosoph nicht getäuscht. Waren also die

Verschiebungen, die hier angesprochen wurden, zusammen mit dem Verschwinden der »großen Erzählungen« und dem Aufkommen einer ganz neuen Technologie tatsächlich Symptome einer Epochenschwelle? Zeichnete sich, mit anderen Worten, im grünlich flackernden Licht kleiner Computer-Bildschirme schon die Postmoderne ab – eine Welt »nach« der Moderne?

Die Siebzigerjahre im Blick der Geschichtswissenschaft (und der Soziologie)

Was ein so weitreichendes Urteil angeht, gibt sich die Geschichtswissenschaft bis heute bedeckt.²⁶ Die Autorinnen und Autoren großer Gesamtdarstellungen zur Geschichte des 20. Jahrhunderts oder zu der Zeit nach 1945 – weit überwiegend Männer – sind sich immerhin darin einig, die Dekade in ähnlicher Weise wie die Zeitgenossinnen und Zeitgenossen selbst als eine Periode der Krise zu verstehen, mit Charles S. Maier genauer noch als eine Krise, die nicht nur den »Westen«, sondern ebenso die Staaten des »Ostens« erfasst hatte.²⁷ Doch schon allein mit Blick auf die USA spricht Philip Jenkins von einer »Dekade der Alpträume«²⁸ und Daniel T. Rodgers von einem »Zeitalter des Bruchs«,²⁹ während Tony Judt in seiner *Geschichte Europas* die Siebzigerjahre als »das deprimierendste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts« (!) bezeichnet.³⁰ Es sei, so auch Mark Mazower, eine Zeit gewesen, in der der Westen »von einem Gefühl [...] des Unbehagens ergriffen«³¹ wurde; Eric Hobsbawm erklärt in diesem Sinne geradewegs: »Die Geschichte des 20. Jahrhunderts war seit 1973 die Geschichte einer Welt, die ihre Orientierung verloren hat und in Instabilität und Krise geschlittert ist.«³²

Doch was war das für eine Krise? Und wie tief wirkte sie? Die mit dem sogenannten Ölpreisschock vom Oktober 1973 und den leeren Straßen wegen vorübergehendem Benzinmangel oder Sonntagsfahrverboten verbundene Wirtschaftskrise der Jahre 1973 und 1974 war zweifellos ihre augenfälligste Manifestation. Mit Produktionsausfällen, Kurzarbeit oder

gar ²⁴Massenentlassungen war die weltweit spürbare Wirtschaftskrise – mit allerdings bedeutenden Unterschieden zwischen einzelnen Ländern – zweifellos gravierend. Aber sie legte sich einerseits über schon längerfristige Trends eines sich nun beschleunigenden industriellen Wandels, und sie war andererseits in ihren quantitativen Auswirkungen trotz allem vorerst noch verhältnismäßig moderat. In Deutschland stieg die Arbeitslosigkeit bis im Januar 1974 zwar sprunghaft auf 2,7 Prozent der Erwerbstätigen, in Frankreich bis März 1974 auf 2,1 Prozent – aber diese Werte waren noch vergleichsweise harmlos und in erster Linie ungewohnt vor dem Hintergrund der Vollbeschäftigung im Jahrzehnt zuvor. Jean-François Sirinelli bemerkt daher mit Blick auf Frankreich zu Recht, dass in der Phase von 1973 bis 1983 trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten die Ausstattung der Privathaushalte mit Konsumgütern, vor allem mit Fernsehern, Telefonen und Hi-Fi-Geräten, stetig zugenommen hat.³³

Das ändert allerdings nichts an der Tatsache eines tiefen konjunkturellen Einbruchs mit langfristigen ökonomischen und gesellschaftlichen Folgen. Denn auch wenn die Krise von 1973/74 mit dem »Ölpreisschock« verknüpft war, wäre es verkürzt, die wirtschaftlichen Probleme der Siebzigerjahre in Gestalt des doppelköpfigen Gespenstes einer »Stagflation« – die Verbindung von wirtschaftlicher Stagnation und monetärer Inflation – auf die preispolitischen Entscheidungen der OPEC-Staaten zu reduzieren. Neben der schon seit 1970 von der neu aufkommenden Ökonomen-Schule der »Monetaristen« kritisierten Belastung der Staatshaushalte durch sozialstaatliche Leistungen hatte auch der gleichzeitig einsetzende technologische Wandel deutlich negative Wirkungen auf den Arbeitsmarkt. Jill Lepore, in deren Darstellung der Geschichte der USA die Siebzigerjahre in mehreren Hinsichten als Schwelle zur Gegenwart erscheinen, macht überdies darauf aufmerksam, »dass das Jahrhundert des Wachstums, das 1870 begann, von Erfindungen angetrieben wurde, von der Elektrizität bis zum Automobil«, und dass dies »nicht unbegrenzt aufrechtzuerhalten war«. Genauer noch: »Nach 1970 ließ das Tempo der Erneuerung nach, und deren Auswirkungen

schwächen sich ab. [...] Mobiltelefone waren nützlich, aber Telefone hatte es schon seit 1876 gegeben.« Die Internet-Ökonomie seit den Neunzigerjahren habe zwar einiges verändert, »aber eine Rückkehr zum früheren Niveau des Wirtschaftswachstums brachte [sie] nicht. Stattdessen trug [sie] zu einer zunehmenden Ungleichheit der Einkommen und wachsender Instabilität bei.«³⁴

Beides ist kaum zu bestreiten, auch wenn man einwenden möchte, 25 dass Lepore die Auswirkungen der digitalen Revolution wohl unterschätzt. Konrad Jarausch hielt zumindest für die Bundesrepublik fest, dass die technologischen Veränderungen – er nannte unter anderem die Computersteuerung von Werkzeugmaschinen oder die Einführung der Automatisierung in der Automobilindustrie, aber auch »Gentechnologie, Kommunikationselektronik und Solartechnik« – »vielversprechende Neuanfänge« waren, und sprach daher von einem eher »verkannten Strukturwandel«.³⁵ Dass die Krise der Jahre nach 1973/74 nicht so verheerende Auswirkungen hatte wie die Weltwirtschaftskrise der Dreißigerjahre, lag schließlich auch daran, wie Jarausch, Ian Kershaw und in ähnlicher Weise auch Mark Mazower betonen, dass es trotz aller »Umbrüche« in diesem »Schlüsseljahrzehnt« (Kershaw) auch Kontinuitäten der europäischen Nachkriegsgeschichte gegeben hat, die über das Ende des wirtschaftlichen Nachkriegsbooms hinausreichten – so der wohlfahrtsstaatliche Schutz gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit oder das weiterhin stabile demokratische Funktionieren der staatlichen Institutionen.³⁶ Mit Blick auf die politische Gewalt, die gleichzeitig das Jahrzehnt erschütterte, urteilt in ähnlicher Weise auch Tony Judt: »Unter Druck gesetzt, bewiesen die Institutionen Westeuropas viel größere Widerstandskraft, als viele Beobachter befürchtet hatten« – um allerdings anzufügen: »Aber zu dem Optimismus – oder den Illusionen – der ersten Nachkriegsjahrzehnte führte kein Weg zurück.«³⁷

Dieses von Teilen der Forschung gezeichnete, etwas gemischte und dabei wenig aufregende Bild eines scharfen Konjunkturinbruchs bei gleichzeitiger institutioneller und politischer Stabilität ist nur eine Seite der Medaille. Die andere ist, dass in diesem Jahrzehnt tiefgreifende

gesellschaftliche, kulturelle, technologische und geostrategische Umbrüche stattgefunden haben. Eine Gruppe von Historikerinnen und Historikern um Niall Ferguson und Charles Maier diagnostiziert entsprechend einen »Schock des Globalen«, der die westliche Welt in den Siebzigerjahren erfasst und erschüttert habe, und zwar mit Blick auf die Niederlage der USA in Vietnam, die einsetzende Globalisierung, die Transformation Chinas nach Mao, den politischen Islam und den Auftritt der vielen jungen Nationen auf der Weltbühne der UNO. Es sei dies insgesamt, so Mitautor Matthew Connelly, für die Zeitgenossen ein »Zukunftsschock« gewesen, nämlich »das Ende der Welt, wie diese sie kannten«.³⁸ Auch Frank Bösch richtet in seiner Geschichte des Jahres 1979 den Blick auf »große« Ereignisse, vom Besuch des Papstes Johannes Paul II. in dessen Heimat²⁶ land Polen über die iranische Revolution bis hin zur Katastrophe im Atomkraftwerk Three Miles Island in Harrisburg, um zu argumentieren, dass diese und eine Reihe anderer »globale[r] Ereignisse die Türen zu unserer Gegenwart aufstießen«.³⁹ Man mag zwar bezweifeln, dass beispielsweise der Papstbesuch in Polen 1979 ursächlich mit dem Zusammenbruch des »Ostblocks« und der Sowjetunion zwischen 1989 und 1991 zusammenhängt. Doch Böschs Belege für tiefgreifende Verschiebungen in einem globalen Ausmaß am Ende der Siebzigerjahre sind überzeugend, und der chronologische Bogen zwischen 1979 und 1989 beziehungsweise 1991 passt sehr gut zum Argument von Charles S. Maier, dass das schnelle Ende der Sowjetunion die um nur wenige sklerotische Jahre verzögerte Folge der Krise der Siebzigerjahre gewesen sei.⁴⁰

Auch Eric Hobsbawm, der sein Buch über das *Zeitalter der Extreme* in den Neunzigerjahren schrieb, sah das grundsätzlich nicht anders. Ja, er stand am Ende des Jahrhunderts gar unter dem Eindruck eines »Erdrutsches«, der die Errungenschaften des reformierten Kapitalismus in den »goldenen Jahren« von 1945 bis 1973 als der eigentlichen »revolutionären« Phase des 20. Jahrhunderts zu begraben drohte. *Diese* Revolution – er nannte sie die »tiefgreifendste gesellschaftliche Revolution seit der Steinzeit«⁴¹ – war für ihn nach 1973 schon vorbei; die jüngste Vergangenheit erschien ihm damals nur noch als »eine neue Ära

des Verfalls, der Unsicherheit und Krise«. ⁴² Und er ging so weit, dies tatsächlich auch für das Ende der Moderne überhaupt zu halten. Seit den Siebzigerjahren entfaltete sich, so Hobsbawm, »die Krise der verschiedenen Glaubensrichtungen und Postulate, auf die sich die moderne Gesellschaft gründete, seit die Moderne im frühen 18. Jahrhundert ihre berühmte Schlacht gegen die Alten gewonnen hatte, bei der es um jene rationalen und humanistischen Grundsätze ging, die der liberale Kapitalismus und der Kommunismus miteinander teilten.« Damit aber sei »nicht eine bestimmte Möglichkeit der Organisation von Gesellschaften in die Krise geraten« – »sondern alle Möglichkeiten«! Was übrig bleibe, seien verzweifelte Rufe nach »›Gemeinschaft« [...], nach Gruppenidentität, die sich nur durch eine einzige Möglichkeit definierte, nämlich durch den Ausschluss von Außenseitern«; es seien dies die »Stimmen von verlorenen und umhergeisternden Generationen«. ⁴³

Hobsbawm hatte für das Neue, das sich in den Siebzigerjahren vorbereitete und in den Neunzigern, als er sein Buch schrieb, schon deutliche Konturen zeigte, nur das Schreckbild der Krise, des Zerfalls, ja des Endes 27 zur Verfügung – gemessen eben an dem zur nachträglichen Idealisierung verleitenden Bild der Zeit von circa 1947 bis 1974. Das kann man allerdings auch ganz anders sehen. Jean-François Sirinelli hält diesem schon 1979 von Jean Fourastié entwickelten und von Hobsbawm übernommenen Konzept der *trente glorieuses*, also der glorreichen dreißig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, die Formel der *vingt décisives* entgegen, das heißt der für die »Modernisierung« Frankreichs entscheidenden zwanzig Jahre zwischen 1965 und 1985; diese beiden Jahrzehnte hatte der Soziologe Henri Mendras sogar als eine »Seconde Révolution Française«, eine zweite Französische Revolution, bezeichnet. ⁴⁴ In einer damit chronologisch zwar nicht deckungsgleichen, aber ebenfalls auf die Neuerungen vor allem ab 1974 fokussierten Weise sprechen Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael von der »Transformation« der westlichen Gesellschaften »nach dem Boom«, der in ihren Augen noch zur industriegesellschaftlichen Moderne gehört hatte, nun aber einer ganz neuen Welt Platz gemacht habe. Vor allem in der zweiten Hälfte der